

ROBERT GERNHARDT

Die Bronzen von Riace

Hermann Marquardt, ein Schriftsteller, blickte nachdenklich auf seinen Schreibtisch. Er hatte soeben eine haßerfüllte Geschichte über seine Frau beendet, nun zählte er die Seiten – es waren zwölf – und überlegte, was er mit dem Manuskript anfangen sollte. Obwohl es ein guter Text war, feurig heruntergeschrieben, in langgestreckten, regelrecht mitreißenden Perioden, kam er für eine Veröffentlichung nicht in Frage, da seine Frau sich fraglos wiedererkennen und sich im Gegenzug auf irgendeine Art und Weise rächen würde. Die Rache seiner Frau aber ... Marquardt zuckte unwillkürlich zusammen und lauschte. Doch durch die wohlverschlossene Tür seines Arbeitszimmers war kein Laut zu hören, vom Flur nicht noch von der Küche, und einen Moment lang mußte der Schriftsteller über seine Furcht lächeln. Seine Frau konnte ja noch gar nicht zurückgekehrt sein, sie war ja erst vor einer Stunde zu einem Treffen mit ihrer Freundin gegangen und würde schwerlich vor Ablauf von zwei weiteren Stunden wiedertreffen – wenn alles gut ging, allein, im schlimmeren der Fälle, und der stand zu erwarten, zusammen mit der Freundin.

Um eine Frau und ihre Freundin ging es auch in der Geschichte, die Marquardt soeben beendet hatte, und um einen Schriftsteller, der von den beiden Frauen dazu überredet worden war, zu dritt zu verreisen, nach Florenz, wohin es den Schriftsteller der beiden Bronzen aus Riace wegen gezogen hatte, die dort restauriert und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden waren. Allerdings nur für kurze Zeit, da sie anschließend zu ihrem endgültigen Ausstellungsort wandern sollten, dem Museo Nazionale in Reggio Calabria, einer Stadt im tiefsten Süden Italiens also.

Aus Zeitungsberichten hatte der Schriftsteller vom Fund

der beiden Bronzen auf dem Grunde des ionischen Meeres erfahren, Fotoreportagen über die Florentiner Ausstellung der beiden frühklassischen griechischen Kriegergestalten hatten ihn zunächst neugierig gemacht, dann regelrecht ergriffen. Das Ende der bereits verlängerten Ausstellung nahte, doch von einem Tag zum anderen fiel mal der einen, dann der anderen Frau noch irgendeine unaufschiebbare Nichtigkeit ein, so daß die drei erst am Vorabend des letzten Ausstellungstages in Florenz eintrafen. Am nächsten Tag aber, jenem nun wirklich allerletzten Tage, hatten die Frauen unter Hinweis darauf, daß der Tag lang sei, erst einmal ein ausgedehntes Frühstück, dann unterschiedliche Einkäufe von Schuhen, Taschen und Tüchern durchgesetzt, sodann ein Mittagessen in einem schwer auffindbaren Lokal, das aber, laut den Empfehlungen einer gemeinsamen, sehr italienkundigen Freundin, ein absolutes Muß war.

Selbstredend hatte der Schriftsteller es nicht unterlassen, immer häufiger auf die verstreichende, ja vertane Zeit hinzuweisen – das alles könne doch auch noch morgen erledigt werden, die Bronzen aber seien nur noch heute zu sehen –, doch nach dem Mittagessen kam es noch ärger. Denn plötzlich stellten die Frauen übereinstimmend fest, daß irgendwelche Schuhe nicht richtig saßen, irgendwelche Tücher und Taschen nicht zueinander paßten, da sei eiliger Umtausch geboten, sonst verfallende Kassenzettel, er, der Schriftsteller, habe sie unverzüglich noch einmal in die diversen Geschäfte zu begleiten, schließlich sei er der einzige, der Italienisch könne. Seinem Hinweis aber, die Ausstellung schließe doch um 18 Uhr, begegneten sie mit der übereinstimmend abgegebenen Versicherung, die Hotelrezeption habe ihnen eine ganz anders lautende Information gegeben. An diesem letzten Ausstellungstag nämlich sei die Ausstellung bis 20 Uhr geöffnet, er solle sich also nicht in die Hose machen.

Trotz unguter Ahnungen vertraute der Schriftsteller dieser Beschwichtigung, trotz seines Drängens zogen sich die Umtauschaktionen und erneuten Einkäufe in die Länge, trotz der Beteuerung der beiden Frauen, sie hätten doch noch Zeit en

masse, bestand er immer beschwörender darauf, endlich zum Archäologischen Museum aufzubrechen, dem Ausstellungs-ort der Bronzen, doch als sich die Frauen endlich zum Aufbruch bequemten, war es zu spät. Die Ausstellung schloß in der Tat bereits um 18 Uhr, und als die drei fünf Minuten vor Toresschluß am Museum eintrafen, da hatten sie es lediglich dem Redeschwall des Schriftstellers und einem mitleidigen Wärter zu verdanken, daß sie von ferne noch einen Blick auf die Heroen werfen durften, die, unberührt von der Hast der nun herausströmenden, regelrecht herausgescheuchten Besuchermenge, die Ruhe selber waren, zwei auf wundersame Weise wiederauferstandene Boten einer versunkenen Zeit, in welcher Künstler es noch vermocht hatten, dem Dasein Dauer und dem Sosein Sinn zu verleihen.

Eine fast wilde Sehnsucht, dem offenbaren Geheimnis dieser handgreiflichen Wunder dadurch auf die Spur zu kommen, daß er sich ihnen näherte, so nah es ging, veranlaßte den Schriftsteller, sich gegen die Herausströmenden zu stemmen; rasch jedoch rief ihn der mitleidige Wärter, nun ganz mitleidlos, zurück, er solle doch vernünftig sein, sie müßten doch schließen, warum er denn nicht früher gekommen sei. Und ungerührt ergänzten die beiden Frauen, was er denn wolle, vom Eingang aus könne man doch alles sehen, und sie hätten doch auch alles gesehen, und das, ohne Eintritt zu zahlen:

»Zwei große, nackte, erstaunlich grüne Männer.«

»Stimmt. Mit erstaunlich kleinen Schniepln.«

Der soeben reichlich gerafft berichtete Vorgang stellte den Inhalt der zwölfseitigen Geschichte des Schriftstellers dar, gab aber keineswegs deren Gehalt wieder. Den Vorgang hatte Marquardt weitgehend, ja ausschließlich der Wirklichkeit entnommen; Thema seiner Erzählung aber war der schneidende Widerspruch gewesen zwischen der Zeitverfallenheit der von einem Modegeschäft zum anderen eilenden beiden Frauen und den beiden Männern, die fast zweieinhalb Jahrtausende auf dem Meeresgrund geruht hatten, und nun, durch Zufall geborgen, unserer Zeit eben deshalb etwas zu sagen vermochten, weil sie es nicht sagten, sondern darstellten.

Natürlich hatte Marquardt nichts unversucht gelassen, falsche Spuren auszulegen, beziehungsweise die richtigen zu verwischen. So hatte er aus seiner ausgesprochen schlanken, mittelgroßen Frau eine ausgesprochen starke, übergroße Person gemacht, auch die Freundin hatte er in Aussehen und Alter verändert, vor allem aber hatte er sich bemüht, gänzlich abweichende Namen zu wählen – aber all diese Finten konnten doch höchstens Fremde oder entfernte Bekannte von der richtigen Spur abbringen, engere Freunde des Ehepaares würden sie unschwer durchschauen, und daß seine Frau bereits bei den ersten Sätzen Bescheid wissen mußte, stand ganz außer Zweifel.

Statt dessen mehrten sich die Zweifel des Schriftstellers. Die so gänzlich abweichenden Namen – waren sie es denn wirklich? Marquardts Frau, die im Leben Carla hieß, trat in der Geschichte als Anna auf, die Freundin Gisela war unter Marquardts Händen zu Irmela geworden – betroffen stellte er den unübersehbaren Silben- und Vokalgleichklang fest; und für eine Weile versuchte er, auf einem gesonderten Blatt Papier andere Frauennamen aufzulisten, die doch immer nur auf einen zwei- und einen dreisilbigen hinausliefen, auf Helma und Claudia, Vera und Ingeborg, Clara und Griseldis. Nein, das war vertane Zeit, zumal selbst eine geglückte, weniger zwanghaft sich der Realität anschmiegende Namensgebung das Grund- und Hauptproblem des gesamten Textes keineswegs aus der Welt schaffen konnte: seine Durchschaubarkeit.

Marquardt war Künstler genug, dieses Problem als Herausforderung zu begreifen. Er wußte, daß alle große Dichtung sich zwar stets von der kruden Wirklichkeit genährt hatte, aber doch nur, um sie nach allen Regeln der Kunst zu verdauen und in verdichteter Form wieder auszuschleiden. Das, was er sich da eben von der Seele geschrieben hatte, war ja nur die so vordergründige wie vergängliche Schicht dessen, was er mit den beiden Frauen erlebt hatte. Im Kern ging es ja um etwas ganz anderes, um Zeitlichkeit und Zeitlosigkeit, um die Sehnsucht und um den verpaßten, nicht wieder rückrufbaren Moment, im weitesten Sinne also um Leben und Tod; und ein solches

Thema war auch in gänzlich anderer Einkleidung denkbar. Entschlossen ging der Schriftsteller daran, die jedem Künstler zugängliche Kleiderkammer der Phantasie zu durchmustern. Er würde es seiner Frau schon zeigen, wozu Erfindergeist und Kunstverstand fähig waren. Sie sollte sich bei der Lektüre des Textes zwar nicht dargestellt, aber doch gestellt, ertappt und zugleich außerstande fühlen, aus der Tatsache, durchschaut zu sein, irgendeine Repressalie ableiten zu können. Nur solange sie schwieg, durfte sie sicher sein, daß kein anderer erfuhr, was sie wußte. Was sie wußten, richtiger gesagt, denn es würde natürlich einen Mitwisser geben, ihn. Händereibend machte sich Marquardt daran, den Text umzuarbeiten.

Das freilich war erstmal leichter gedacht als getan. Und selbst beim Denken tat sich der Schriftsteller vorerst schwer. Man könnte ja den Schauplatz verlegen, dachte er, und erwog, zwei Frauen und einen Mann irgendeine andere Ausstellung besuchen zu lassen, an irgendeinem anderen Ort. Die Etrusker-Ausstellung in Arezzo? Zu nah an Florenz. Die Ägypter-Ausstellung in Hildesheim? Er hatte sie nicht gesehen. Die Frans-Hals-Ausstellung in Amsterdam? Zu lange her, auch wäre da die so sinnfällige Parallele zwischen den beiden zeitbedingten Frauen und den zwei zeitlosen Männern ebenso unter den Tisch gefallen wie jener letzte sehnsüchtige Blick des begleitenden Mannes auf die auferstandenen und für ihn nun wieder so unerbittlich versinkenden Gestalten der Krieger, jene hochsymbolische Situation, die sich ganz einfach nicht auf einen Saal voller Bilder von holländischen Kaufleuten übertragen ließ, die weder jemals untergegangen noch je auferstanden waren.

Marquardt, ein Mann von rascher Auffassungsgabe, merkte bald, daß eine Veränderung des Ortes die Geschichte nicht weiterbrachte. War eine Veränderung der Zeit die Lösung?

In Gedanken steckte er sein Trio in die verschiedensten Kostüme. Er versetzte sie ins England der Mitte des vergangenen Jahrhunderts und ließ sie eine Ausstellung der von Lord Elgin auf der Akropolis zusammengeraubten Elgin-Marbles verpassen. Er durchdachte, wie sich der gleiche Vorgang im

Berlin der Jahrhundertwende abgespielt haben könnte, anlässlich einer Ausstellung der in der Türkei zusammengeklauten Bruchstücke des Pergamon-Altars. Er verwarf alles, kaum daß er diese Möglichkeiten in Erwägung gezogen hatte. Wann eigentlich waren die Elgin-Marbles erstmals in London gezeigt worden? War die Zurschaustellung des Pergamon-Altars überhaupt terminiert gewesen? War der Trumm nicht sogleich in den ständigen Besitz der Berliner Museen übergegangen? Marquardt, ein Schriftsteller, der nicht nur von der normativen, sondern vor allem von der kreativen Kraft des Faktischen überzeugt war, sah verwickelte Recherchen auf sich zukommen, deren Aufwand das Ergebnis voraussichtlich nicht lohnen würde. Immer noch ging es um zwei flache Frauen, die einen tiefen Mann um den Genuß eines Kunst- und Geisteserlebnisses brachten, immer noch stand zu befürchten, daß Dritte, etwa die Freundin seiner Frau, das zugrunde liegende Muster erkennen und damit Sanktionen heraufbeschwören könnten. So ging es also nicht.

Doch noch war Marquardt keineswegs am Ende seines Lateins. Ihm blieb die Möglichkeit, das Personal zu verändern, und zielstrebig machte er sich daran, auch diesen Weg zu beschreiten. Wie wäre es, wenn er die Konstellation einfach umkehrte? Eine Frau will die Ausstellung der beiden Bronzen von Riace besuchen, ihr Mann und dessen Freund schließen sich ihr an, in Florenz aber verzetteln sich die Männer bei Einkäufen – der Schriftsteller stockte. Was sollte er die beiden in Florenz einkaufen lassen? Wie einer gänzlich unangemessenen, sexuell betonten Lesart des Vorgangs entgegenwirken? Zwei modeverfallene Männer hindern eine Frau daran, zwei nackte Männer zu betrachten – das war nun wirklich nicht die Geschichte, die er zu erzählen beabsichtigte. Keine Spur mehr von Zeit und Ewigkeit, kein Gedanke daran, daß sich seine Frau insgeheim ertappt fühlen könnte. Sie war ja nicht dumm. Sie würde diese simple Umkehrung des tatsächlichen Sachverhalts ebenso durchschauen wie die Feigheit, die sie verursacht hatte. Dann aber war er der Dumme. Doch er war weder dumm noch feige, sondern kühn und gerissen. Das würde sei-

ne Frau schon früh genug merken. Er und feige. Ha! Er und dumm. Haha! Er war doch Schriftsteller, er hatte ja noch ganz andere Eisen im Feuer. Parabel, Fabel, Märchen – hatten diese so ehrwürdigen wie alterslosen Erzählformen nicht schon immer dann gute Dienste geleistet, wenn es darum gegangen war, einen Tadel vom Zufälligen weg- und zum Wesentlichen hinzulenken, aber doch so, daß der zufällig Gemeinte erkennen konnte, ja mußte, wie wesentlich seine Verfehlung war? So kam der Schriftsteller Hermann Marquardt auf die Idee zu der Geschichte von den drei Bären.

Zwei Bärinnen und ein Bär, das ungefähr war ihr Inhalt, hatten sich verabredet, am St.-Irmela-Tag den Lorenzberg zu besteigen, um die Sonne im Spinatsee untergehen zu sehen. Daß sie ausgerechnet den St.-Irmela-Tag für dieses Unternehmen gewählt hatten, war kein Zufall, denn nur an diesem einen Tag des Jahres versank die Sonne genau zwischen zwei mächtigen, einander gegenüberstehenden Rotsandsteinfelsen, die der Volksmund aus nicht mehr erklärlichen Gründen »Krüger I« und »Krüger II« getauft hatte. Dieses Naturschauspiel der »brennenden Krüger vom Spinatsee«, wie es ein Dichter einmal genannt hatte, lockte seit alters her jedes Jahr Schaulustige an besagtem Tag auf den Lorenzberg, von welchem aus man den anerkannt prächtigsten Blick auf das gerühmte Spektakel hatte. Die unbewiesene Sage ging, daß der Anblick die Kraft hatte, geheime Wünsche in Erfüllung gehen zu lassen; eine unumstößliche Tatsache aber war, daß der Betrachter sich auf gar keinen Fall verspäten durfte, da die Sonne in diesem Landstrich geradezu schlagartig unterging, See und Felsen also nach unbeschreiblich schönem Aufleuchten in gänzlicher Schwärze versanken – weshalb auch allen Schaulustigen stets geraten wurde, sich für den Rückweg mit Fackeln zu versehen.

Nach dieser etwas sperrigen Exposition schrieb sich die eigentliche Geschichte beinahe von selber: Wie der Bär auf Aufbruch drängte, wie die Bärinnen beim Aufstieg in ein Blaubeerfeld gerieten, wie sie dort beim Schmausen ihre Zeit vertrödelten, ohne auf die ständigen Mahnungen des Bären zu

achten, wie alle drei aus diesem Grunde just in dem Moment den Gipfel des Lorenzberges erreichten, in welchem nur noch ein schwaches Rot der untergegangenen Sonne den Horizont des Spinatsees erhellte, während die beiden »Krüger« bereits kaum mehr vom Schwarz des Nachthimmels zu unterscheiden waren, und wie der Heimweg der enttäuschten und verängstigten Bärinnen nur deshalb nicht zu einer Heimsuchung geriet, weil der Bär vorsorglich drei Fackeln eingesteckt hatte, während die Bärinnen die ihren natürlich vergessen hatten. Aus alldem war die Moral der Geschichte leicht ableitbar. Mit der lauthals verkündeten Einsicht in die Verwerflichkeit des Trödelns aber verbanden die beiden Bärinnen noch einen ausdrücklichen Dank an den Bären, dessen Voraussicht ihnen im tödlichen Schwarz der Nacht das lebensspendende Licht gebracht hatte – der Schriftsteller konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen, als er dieses von der Wirklichkeit zwar etwas abweichende, die Wahrheit des Vorgefallenen jedoch sinnbildhaft überhöhende Ende hinschrieb.

Ein Lächeln, das anhielt, als er die Seiten – nun waren es vier – noch einmal durchlas. Wie feingesponnen ihm die Anspielungen geglückt waren – Lorenzberg – Florenz, Spinatsee – Riace, Krüger – Krieger –, und wie beredt sie dennoch für seine Frau sein mußten. Wie die parabelhafte Einkleidung das eigentliche Thema zwar abstrahierte, aber doch keineswegs von ihm wegführte, im Gegenteil! Wie sinnfällig und zwanglos sich Unterhaltung und Belehrung verbanden! Marquardt lehnte sich zurück und blickte vom Schreibtisch auf. Nun wartete er geradezu auf die Rückkehr seiner Frau. Sollte sie ruhig mit der Freundin kommen, ihm doch egal, nein: um so besser!

Die beiden Frauen kamen eine halbe Stunde später. Sie fielen nicht geradewegs in sein Arbeitszimmer ein, wie Marquardt zuvor befürchtet hatte und was er nun erhoffte, sie hielten sich erst längere Zeit im Flur und dann im Schlafzimmer auf, vor Spiegeln, vermutete der Schriftsteller, und so war es auch. Schließlich besannen sich die beiden, daß es ja noch einen weiteren Spiegel gab, ihn, fast flog die Tür auf, und dann standen

sie im Raum: Wie er denn die Kombination von vorjährigem Wickelrock und brandneuen halbhohen Stiefeletten finde.

Es dauerte etwas, bis Marquardt dazu kam, von seiner Neuschöpfung zu berichten. Die Frage »Und was hast du denn den ganzen Tag so gemacht?« nutzend, nötigte er seiner Frau das vierseitige Manuskript geradezu auf, zwang sie zuerst, es wenigstens anzulesen und gab sodann nicht mehr Ruhe, bis sie endlich damit begann, es vorzulesen. Gespannt beugte sich der Schriftsteller vor. Jetzt kam es.

Es kam anders, als er dachte. Seine Frau las die vier Seiten fast leiernd herunter. Sie unterbrach die Lektüre hin und wieder, erst, um ihrer Freundin leidende Blicke zuzuwerfen, dann, um den Ablauf der Handlung, vor allem aber die Namen der Schauplätze zu kommentieren – »Spinatsee, also, was du immer für Einfälle hast!«, »Seit wann heißen den Felsen Krüger?« –, und schließlich gab sie ihm die Seiten mit den Worten zurück: »Du und deine dauernden Bären! Schreib doch mal was über Menschen!«

Das war das Stichwort für die Freundin, die bisher keine Miene verzogen hatte, zu erklären, sie habe einen Bärenhunger, wie denn die anderen über einen Sprung zum Italiener dächten.

Schon bei den Worten seiner Frau hatte den Schriftsteller der wilde Wunsch gepackt, ihr die ganze Wahrheit zu offenbaren, beim Reiz- und Schlüsselwort »Italiener« nun war er drauf und dran, brüsk die Schublade seines Schreibtisches aufzuziehen, um vor den Augen beider Frauen das wohlversteckte ursprüngliche Manuskript zu enthüllen, doch eine jähe Einsicht ließ ihn innehalten. Wer wie er über Zeitverfallenheit und Zeitlosigkeit schrieb, verriet der nicht sein Thema, wenn er im Hier und Heute auf kurzfristigen Triumph drang? Durfte nicht gerade er der ausgleichenden Gerechtigkeit der Zeit vertrauen, jener bewährten Verbündeten aller wahren Künstler, ihr, die früher oder später ans Licht heben würde, was er da in den Tiefen seines Schreibtisches verbarg, nicht nur diesen einen, auch all die anderen Texte, für die es im Moment noch zu früh war?

»Kommst du nun mit oder nicht?« fragte seine Frau.

»Also ich brauche jetzt etwas zwischen die Rippen«, sagte die Freundin.

»Bin schon unterwegs«, sagte der Schriftsteller und schloß den Schreibtisch ab.